

Prof. Dr. Eugen Thurnher

Richard Beitzl

Der Weg von der Volkskunde zur Dichtung

Der Geist der Romantik, der in den Tiefen des Unbewußten den Urquell aller schöpferischen Kraft erblickte, hat aus dieser Gesinnung heraus Zugang und Verständnis für die vielfältigen Erscheinungen gefunden, die die junge Wissenschaft der Volkskunde sammelt, bewahrt und deutet. Gerade ihre Herkunft aus der unbewußt schaffenden »Volksseele« bildete ihren großen Wert für die ersten Träger der germanistischen Wissenschaft, so daß die Form dieser Überlieferungen zunächst völlig hinter ihrem Inhalt zurücktrat. Im gleichen Zuge und aus verwandter Einstellung wurde aber die jahrhundertalte Anschauung der Poetik zerstört, die den Gelehrten und Dichter zu einer Einheit zusammenfaßte. Im Mittelalter, zumindest aber seit dem Humanismus, bedeutet Dichten so viel wie Machen, worunter nicht die Tiefe eines ursprünglichen Gefühls, sondern das Wissen um die technischen Voraussetzungen und Möglichkeiten des Gestaltens verstanden wurde. Die Metaphern, Bilder und Formen waren gegeben und standen fest. Es konnte in der neuen Dichtung nur darum gehen, sie geschickt und schlagfertig auf andere Situationen beziehen zu lernen. So war und blieb die Kenntnis der Poetik des Aristoteles, das Wissen um die Bilder der griechischen Mythologie und die Ereignisse der römischen Geschichte für den modernen Dichter unerläßlich, denn im Auffinden des rechten Bezuges dieses zeitlosen Formenschatzes und Motivgutes zu seiner eigenen Gegenwart lag der Sinn seiner Tätigkeit. Der Vergleich, das Gleichnis, die Allegorie bleibt die signifikante dichterische Figur dieser Jahrhunderte. Dieses Sprechen in Bildern, die etwas anderes meinten, als sie sagten, wurde mit der Zeit zu einer hohen Kunst ausgebildet, die nur noch dem Wissenden zugänglich war. Nur der Gelehrte, der über eine humanistische Bildung verfügte, war dazu fähig, seine eigene Gegenwart in diese Sprache der Gleichnisse zu übersetzen. So wurden Dichter und Gelehrter unlösbar eins. Kunst bedeu-

tete Können, will sagen, das freie Verfügen über einen gelehrten Formelschatz.

In dieser Auffassung der Dichtkunst lag eine hohe Meinung von der schöpferischen Freiheit des Menschen. Er erhob sich dort, wo er als selbstbewußter Schöpfer auftrat, über alle Bindungen von Landschaft, Volk und Geschichte. Im Gefolge der Romantik jedoch wird der Dichter zum bloßen Exponenten überpersönlicher Mächte. Nicht die Ursachen, die dazu führten, sondern die Wirkungen, die davon ausgingen, stehen hier zur Debatte. Die Kunst war nicht mehr ein hohes Können, sie wurde zu einem zwangsläufigen Müßen. Dabei war nicht mehr der Umfang des gelehrten Wissens, sondern nur noch die Tiefe der Lebensbewegung entscheidend, die in der Aussage geoffenbart wurde. Alles bloße Können aber war nicht nur gleichgültig in Bezug auf den menschlichen Gehalt des Kunstwerkes, sondern wurde tief zweifelhaft, da es die Naivität rein entsprungenen Gefühls durchkreuzte und die ungebrochene Bewegung zwischen Empfinden und Ausdruck aufhob. Der Geist wurde zum Widersacher der Seele, Dichter und Gelehrter zu Gegensätzen, Kunst und Wissenschaft zu völlig getrennten Bereichen menschlicher Tätigkeit. Nicht Polarität, sondern Widersätzlichkeit bestimmte die Stellung. Dazu kam, daß die Ansätze zur Überwindung dieser Antithese im 19. Jahrhundert zu flach waren, da sie These und Gegenthese nicht in einem höheren Dritten aufzuheben, sondern durch Überbetonung der einen oder anderen Seite unwirksam zu machen suchten. Das gilt genauso vom Professorenroman des späten 19. Jahrhunderts wie von der Maschinenlyrik des Expressionismus. In beiden Fällen war der Ansatz falsch, so daß auch die richtige Rechnung zu keinem befriedigenden Ergebnis führte. So blieben Kunst und Wissenschaft getrennte Felder, deren Zäune weder der Gelehrte noch der Dichter zu übersteigen vermochte.

Richard Beitzl hat Kunst und Wissenschaft dadurch wieder zueinander geführt, daß er sie in einem größeren Ganzen versöhnte. Diese umfassende Synthese gewährleistete sein Beruf als Erzieher. Weder die Wissenschaft noch die Dichtung sind für Beitzl Selbstzweck, sondern beide empfangen ihren sittlichen Wert und ihre fördernde Kraft aus dem Gedanken der Bildung. In diesem Bestreben steht Beitzl in

guter Nachbarschaft fast aller alemannischen Köpfe eines Jahrtausends. Nirgend sonstwo haben Dichtung und Erziehung eine solche Einheit gebildet. In der Dichtung der mittelalterlichen Klöster um den Bodensee ist eine Unterscheidung von Lehre und Aussage, Kunst und Ethos gar nicht denkbar. In der bürgerlichen Städtkultur am Oberrhein im frühen 16. Jahrhundert treten Sebastian Brant, Thomas Murner, Jörg Wickram und Johannes Fischart als Prediger, Erzieher und Dichter im gleichen Maße hervor. Ihr Erbe hütet in barocker Zeit Johann Michael Moscherosch, der mit seiner Dichtung für den städtischen Gemeingeist und gegen die höfische Mode streitet. Noch im Bereiche höchster Kunst ist dieser Gedanke mächtig, so wenn für Schiller die Schaubühne zur moralischen Anstalt wird, die den Menschen formen will, indem sie ihn durch den Anblick gewaltiger Schicksale erschüttert. Im 19. Jahrhundert sind Peter Hebel, Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller die guten Hausgeister des Alemannentums.

In diese Sippe gehört Richard Beitzl, so wenig sich auch ein literarischer Einfluß feststellen läßt. Doch geht es da nicht um literarische Einflüsse, sondern um den Geist, der aus seinen Werken spricht. Wie der Pfarrer von Lützelflüh auf die Kanzel steigt, der Ratschreiber in Zürich die Amtsstube betritt, so übt Beitzl sein akademisches Lehramt. So wenig es Gotthelf um Dogmatik und Exegese, Keller um Staat und Reformen ging, so wenig geht es Beitzl um bare Erkenntnisse und bloße Formen. Dort wie hier steht in Mitte der Mensch, der fragende, leidende, irrende und ringende Mensch, der den Weg sucht, der Antwort will und Hilfe braucht. Ihn soll die Wissenschaft lehren, die Kunst bereichern und die Erziehung leiten. Darin liegt ihr Ziel, darin sieht Beitzl ihre Aufgabe. Aber als echter Dichter bildet er nicht durch Vorschrift und Verbot, sondern dadurch, daß er den Menschen mit sich selbst bekannt macht. Denn nur in der Begegnung mit dem Menschen lernt der Mensch, selbst das Göttliche vermag er nur aus dem Menschenantlitz zu erkennen. Diese Nähe zum Leben, für die auch die Wahrheit nur glaubhaft ist, wo sie Fleisch und Blut geworden ist, spricht sich auch darin aus, daß Beitzl nie »freier Schriftsteller« geworden ist. Dichtung als Beruf, Dichtung statt Leben, das ist eine Vorstellung, die allen großen Alemannen fremd ist. Hebel war Schulmann, Gotthelf Pfarrer, Keller Stadtschreiber. Diesen Beruf nahmen sie

ernster und wichtiger als ihre Dichtung. So ist auch Beitzl, als er durch den Krieg sein akademisches Tätigkeitsfeld verlor, nicht zum beruflichen Schreiberling geworden. Er steht mitten im Leben seiner Gemeinschaft, allen ein Freund und Rater, Geschäftsführer wichtiger Unternehmen, mit Wort und Schrift für Dorf und Talschaft tätig. Er lebt ein Dasein, das nur dort seine Erfüllung finden kann, wo Wissenschaft, Kunst und Erziehung zu lebendiger Wirkung zusammentreten.

Diese Dreieinheit von Erkennen, Gestalten und Handeln ist jedoch kein zufälliges Zusammentreten verschiedener Absichten, sondern die gewachsene Eigenheit einer reichen Persönlichkeit. Richard Beitzl, 1900 in Schruns im Montafon geboren, empfing seine entscheidende Schulbildung im Jesuitengymnasium in Feldkirch. Die Stella Matutina war jedoch eine Anstalt, in der schulische, künstlerische und erzieherische Belange seit jeher eng zusammengingen. Es gab aber nicht nur allzeit ein, zwei kunstfreudige Köpfe unter den Lehrern der Anstalt, sondern die Schule selbst verband wissenschaftliche und musische Ziele mit wechselndem Glück. Schon bald nach der Gründung war die Stella eine der wichtigsten Pflegestätten des Jesuitendramas. Die Stücke selbst waren lateinisch geschrieben und hatten apologetische Themen. Wozu wurde gespielt? Die Rollen wurden auf die einzelnen Schüler verteilt. Waren die Aufführungen nur rhetorische Schulübungen, künstlerische Planungen oder erzieherische Hilfsmittel? Das eine so wenig wie das andere allein! Sie dienten vielmehr dem Zusammenwirken von Schule, Bühne und Öffentlichkeit, so daß Kunst, Wissenschaft und Bildung dem höheren Ziele der Menschenformung unterstellt waren. So blieb es, wenn auch die äußeren Formen sich wandelten. Es fallen die ersten jugendlichen Versuche von Beitzls Kunst in die Schulzeit, sie wurden dort vorgelesen und besprochen, das bewegliche Miteinander in der Klasse und auf der Bühne gab dem Knaben schon ein eigenes Profil. Wo jedoch die lebendige Beziehung des Wissens fehlte, wo das Erkennen zur bloßen Lehre verflachte, da blieb es für Beitzl unfruchtbar. Enttäuscht verließ es nach zwei Semestern 1921 die Wiener Universität, wo er das Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Völkerkunde begonnen hatte. Er ging nach Berlin, wo er das Wissen in stärkeren Persönlichkeiten verkörpert

fand. Petersen, Roethe, Nekkel wurden seine Lehrer, Eduard Spranger und Arthur Hübner verbanden mit dem Erkennen das starke Ethos, das den Studenten packte. Mit einer Dissertation über »Goethes Bild der Landschaft« erwarb er 1927 das Doktorat der Philosophie. Trotz guter Angebote blieb er jedoch nicht bei der Wissenschaft, sondern wurde Jugendpfleger und Mitarbeiter im Bühnenvolksbund. Durch Jahre war er einer der vielen Helfer von Carl Sonnenschein, dessen einsatzfreudige Persönlichkeit stark auf Beitzl wirkte. In diesen Jahren entstand das Großstadtspiel »Brot«, das den Schrei dieser Zeit nach leiblichem und geistigem Brot überzeugend zum Ausdruck brachte. Im Jahre 1928 trat Beitzl als Assistent beim »Atlas der deutschen Volkskunde« ein, wo ihm Wissenschaft, Leben und Praxis engere Bindungen zu verstaten schienen. 1933 erwarb er die Venia legendi für deutsche Volkskunde an der Universität Berlin, wo er, nicht frei von Anfeindungen der Zeit, bis 1944 lehrte und wirkte. In diese Zeit fällt sein bedeutendes wissenschaftliches Werk. Neben zahlreichen Aufsätzen über verschiedene Formen des urtümlichen Lebens erschienen einige gewichtige Bücher. So 1933 »Deutsches Volkstum der Gegenwart«, einzelne Kabinettstücke der Darstellung von Bräuchen und Volkskunst, Sagen und Spielen. Nur wem die zahlreichen Fragebogen des Volkskundeatlas zur Verfügung standen, durfte es wagen, zu einer zusammenfassenden Darstellung der »Deutschen Volkskunde«, 1933, zu schreiten, die Siedlung, Haus und Ackerflur, Glaube und Brauch, Sage, Wort und Lied umspannte. In seiner Habilitationsschrift hatte sich Beitzl 1933 mit der Mythologie des Kindes beschäftigt. Die Arbeit blieb ungedruckt. Ihre Ergebnisse und Sammlungen kamen jedoch dem Buch »Der Kinderbaum«, 1942, zugute, das Glauben und Brauchtum um Mutter und Kind zum Rundbild fügt. Zwischen Konzeption und Vollendung dieses Werkes fällt das »Wörterbuch der deutschen Volkskunde«, 1936, das ein Werk der Zusammenarbeit mit Oswald A. Erich ist. Die neue Auflage von 1955 ist ganz Beitzls Eigentum. Am frühesten begonnen, zuletzt vollendet wurde die Sammlung der »Sagen Vorarlbergs«, 1950, die fast fünfundzwanzig Jahre Arbeit umspannen. Zuerst als Erneuerung und Kommentar der Sammlung Vonbuns geplant, hat Beitzl vom Rhätikon bis zum Bodensee so viele Sagen gefunden, daß sein eigener Band »Im Sagenwald«,

1953, Vonbuns alte Sammlung an Umfang weit übertrifft. Dieses weitgespannte wissenschaftliche Werk wäre nicht möglich gewesen, wären Beitzl nicht die reichen Materialien des Volkskundeatlas zur Verfügung gestanden. Aber Darstellung, das ließ sich nicht aus den Sammlungen gewinnen, sie mußte als eigenster Besitz hinzukommen. Da offenbart sich zuerst der Künstler Beitzl. Die Verbindung von Erkenntnis und Anschauung, die Übertragung der Begriffe in Bild und Symbol, das Ahnen des Seelischen und Menschlichen hinter der bloßen Erscheinung, das verrät den Dichter im Wissenschaftler, längst ehe sein erster Roman erschienen ist. Es bezeugt aber auch den Erzieher, der vorstellt, um zur Nachfolge zu bewegen.

So äußerlich der Anlaß erscheint, dem der erste Roman seine Entstehung verdankt, so war er doch nur möglich, weil Beitzls künstlerisches Vermögen in den vielseitigen Aufgaben wissenschaftlicher Darstellung gereift war. Durch die Politik aus einem volkskundlichen Unternehmen verdrängt, tat er den ersten Schritt zu seinem dichterischen Werk, das sich nun in einem Zuge entfaltete. Dieser äußere Zugriff entband jedoch nur Kräfte, die schon lange in seinem Innern lebendig waren. Das Ergebnis war der Roman »Angelika«, 1939. Er führt zurück zu den Ursprüngen, von denen Beitzl ausgegangen ist, ins Montafoner Tal, wo seine Wiege stand. In der Schau und Darstellung von Glauben und Brauch, Arbeitsjahr und Festtag des bäuerlichen Volkes wächst in seinen Händen das Geschehen wie von selbst zur Dichtung. Aus den brauchtümlichen Handlungen um den Funken-sonntag, die Beitzl breit und sachkundig schildert, entfaltet er seinen Roman, die Geschicke der Magd Angelika, die nicht abzutrennen sind vom Leben des Hofes und dem Kreislauf des bäuerlichen Jahres. Der Dichter hat es nicht nötig, den Volkskundler zu verleugnen, denn er schafft mit dem Jahresablauf den äußeren Rahmen, dem das unverlierbare Bildnis des Montafoner Mädchens entstieg. Doch Rahmen und Bild lassen sich hier so wenig trennen wie bei der Darstellung eines Heiligen in einer barocken Dorfkirche. Sie bilden ein Ganzes. Denn das Dasein, das Angelika lebt, ist nicht nur ihr persönliches Los und ihre eigene Erfahrung, sondern es wird zum Sinnbild des Ewig-Menschlichen, das sich immer nur im besonderen Fall eines Schicksals erfüllen kann. So sind Natur und Mensch eine Einheit, Sitte und

Brauch werden zum Schicksal, die Zeit ist der unverbrauchte Acker, auf dem die Saat des Ewigen reift. Jeder Handgriff, jede Tat erfolgt unmittelbar unter Gottes Augen, vor denen die Jahrtausende sind wie ein Tag, und Geburt und Tod des Einzelnen nur eine kleine Furche darstellen, die der Wind in die Meeresfläche bläst.

Noch tiefer in das Leben der Gemeinschaft, in Sitte und Sage, führt der zweite Roman Beitel, in dem Vorzeit und Gegenwart, Urväterglaube und Erwerbssinn eine unlösbare Einheit bilden. Sie sind kein bloßer Hintergrund, sondern eine mitformende, mitgestaltende Kraft in jedem Tagesablauf. Wieder sammelt der Dichter alles Reflexlicht auf einer Frauengestalt, deren innere Wandlung vom Eros zur Caritas das äußere Geschehen mit einem so traulichen Lichte erfüllt wie die Bauernstube ein Herdfeuer, das nicht nur leuchtet, sondern auch wärmt. Sie gibt dem Ganzen den Sinn. So heißt das Buch richtig »Johringla«. Es ist 1951 erschienen. Es ist kein Roman, der das äußere Geschehen als plane Spiegelung der inneren Entwicklung der Heldenin motiviert, sondern das Epos einer ganzen Talschaft, das subjektives Schicksal und objektives Geschehen als zwei verschiedene Seiten eines einzigen Lebensvorgangs empfängt und beglaubigt. Jede Scheidung von Persönlichem und Gemeinschaftlichem verliert vor dieser Handlung ihren Sinn, denn das eine ist nur durch das andere. Fernste Vergangenheit wird in Glaube und Tat dieser Menschen zur wirkenden Allgegenwart, und jede Entscheidung des Tages erfolgt unter Gesetz und Zwang des Erbgangs vieler Jahrhunderte. Diese Bestimmung wird schon durch die Abkunft Johringlas deutlich. Sie ist ein »Fenggenkind«, das am Heiligen Abend vor die Tür einer Bauernfamilie gelegt wird, indes die Mutter im Dunkel verschwindet. Geheimnis umgibt ihre Geburt, das ihr auf dem ganzen Lebenswege treu bleibt. In die Federschachtel der Schülerin ist ein geheimes Zeichen eingeschnitten, das die Heranwachsende als Schale und Stern enträtseln will. Es ist jedoch in Wirklichkeit die symbolische Darstellung des Bildes einer uralten Lampe, die zum Sinnbild des Lichttragens in Glück und Leid für Johringla wird. Lampe und Stern bleiben die Wegzeichen ihres Lebens. Sie leuchten über der Straße, die das Schulmädchen in den Ferien an den Bodensee und ins Schwabenland führt. Sie bleiben das Zeichen einer festen Verbundenheit mit dem Heimattal, da

sie im nahen Tirol das schwere Leben der Bauersfrau und Mutter führt. Sie geleiten sie zurück ins Montafon, wo sie nach dem frühen Tod ihres Mannes Hebamme wird, so daß sie vielen Fremden das Tor ins Leben öffnet und die Geschicke der Kinder sich in buntem Kranz um sie verschlingen. Diesen schweren, aber heiligen Beruf versteht sie als segnende Gebärde, »ins Geäst des Lebens zu greifen«. So wird sie als eine fast mythische Figur zur Urmutter des ganzen Tals. Ihr Handeln, Leiden und Lieben wird zum unvergänglichen Symbol des menschlichen Erdendasein, so daß Johringla am Ziel ihres Lebens bekennen darf: »Entbinden und Binden ist alles Werk und Tun auf dieser Erde«.

Der Umkreis, in dem diese Handlung sich begibt, ist nicht geräumig, sondern eng. Es ist das Hochtal am Fuße der Silvretta, der Raum um den Bodensee und das angrenzende Tirol. Weiter greift Beitzl in seinem Roman nicht aus. Nur die kurzen Erzählungen wählen Motive aus dem Süden, die meist mit Erlebnissen des Italienfeldzuges 1944/45 verbunden sind. Doch nicht nur die äußere Welt, sondern auch der innere Problemkreis umfaßt eine bescheidene Zahl von Dingen. Die gleichen Fragen, die schon den Volkskundler bewegten, nimmt der Dichter wieder auf. Muttertum und Kindschaft, Dorf und Acker, Sitte und Freiheit stehen in der Mitte seines Denkens. Es sind die gleichen Fragen, die immer wiederkehren. Es sind die substantiellen Lebensformen, in deren Schoß das Subjekt noch unerschlossen ruht. Es sind diejenigen Dinge, die Goethe mit dem Wort »Naturformen des Menschenlebens« bezeichnet hat. Viktor Hehn hat in seinen »Gedanken über Goethe« diese bleibende Naturgestalt unseres Geschlechts mit folgenden Worten beschrieben: »Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart, ja, sie sind der höheren Tierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam. Alles Besondere, so und auf diesem Grunde betrachtet, geht leicht und ohne Hemmung in das Allgemeine auf, es wird von diesem immer wieder zurückgezogen; die Forderungen der Sitte und geselligen Ordnung erscheinen nur als natürliche Lebensprozesse; ihre Herrschaft ist nicht eingesetzt, sie wird nicht empfunden, sie umfaßt alles so ruhig, als könnte es nicht anders sein, und ihr entgegenzustreben wäre sinnlos.

Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem, bleichem Haar und das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende Familie, der Zug der Geschlechter zueinander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Herdes und der steingefasste Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Tiere, Rind und Schaf, Hund und Roß, Ruder und Schaufel und Pflug, auf der Wiese die Sense, im Walde die Axt, das Netz am Ufer, Arbeit und Muße, Gesang und Tanz, Zorn und Streit und Begier, Warnung und ein weiser Rat, wurzelnd in Sitte und Stammesgefühl, Weihgeschenk und Spende, Mut und List der Helden, Taten der Vorfahren, Sagen und alte Sprüche – alles dies und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Notwendigkeit gebunden, so unbewußt tätig und dunkel schaffend, wie das Tier sich gebärdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Tränen rührt.«

Könnte eine Interpretation Sinn und Absicht von Beitzls Künstlertum besser aussprechen? Nein, es ist alles gesagt! Die Rolle des Volkskundlers, Dichters und Erziehers ist zu einer einzigen Aufgabe geworden. Er schafft Bilder des Volkslebens aus realer Anschauung und genauer Kenntnis, aber er überschüttet sie mit dem strömenden Licht märchenhafter Schönheit. Niemals zeigt er die Menschen bloß wie sie sind, sondern immer wie Gott sie gedacht. So ist seine Bauernwelt nur der blanke Spiegel, durch den er eine heilige Ordnung der Dinge durchscheinen läßt. Jede Tat geschieht auf dem Goldgrund des Ewigen. Das gibt seinen Gestalten den unerschöpflichen Reichtum und festbleibenden Zug, der sie jeder Versuchung der Zeit trotzen lehrt. Sie stehen recht im Lot, denn sie bindet das Gesetz der Erde, das der menschlichen Liebe nur eine Handbreit Ewigkeit frei gibt zwischen Geburt und Tod. Das ist des Menschen Bürde, aber auch sein Glück. Nur selten ist in der deutschen Dichtung das Glück des Daheimseins auf Erden so mächtig gestaltet worden. Das hat mit Heimatdichtung im üblichen Sinne nichts zu tun! Der Dichter selbst bekennt: »In jeder echten Dichtung ist Heimat. Ins Firmenschild gehört sie nicht.« Die

Heimat, die Beitzls Dichtung kündigt, ist kein umgrenzbares Stückchen Erde. Heimat ist Einssein mit der kreisenden Schöpfung, die sicher und fest in Gottes Händen ruht.

Diese Heimat, aus der den Menschen keine Zeit und keine Gewalt vertreiben kann, die will Beitzls Dichtung in unseren Herzen begründen. Sein Wort will mehr als der Träger einer nur persönlichen Botschaft sein. Er wagt es, unzeitgemäß zu sein. Wo andere vor Lebensangst zittern, spricht er vom Lebensmut, der existenziellen Vereinsamung setzt er die Verpflichtung für die Gemeinschaft entgegen. Er denkt von der Dichtung zu hoch, um sie zur bloßen Aussage seiner persönlichen Daseinsnot herabzuwürdigen. Wer selbst mit dem Leben nicht fertig wird, soll aus seinem Versagen kein Rezept für andere machen. Richard Beitzl will mit seiner Dichtung nicht sich selbst verherrlichen, sondern helfen und trösten, gerade unsere unselige Zeit mit dem Geist des Ewigen versöhnen. Nicht Not ist, was dauert; nicht Leid ist, was verdunkelt; nicht Schicksal ist, was vernichtet. Denn die Liebe weiß noch in tiefster Finsternis um den Kreisgang der Sterne, mit dem Gott unser Tun und Lassen nach ewigen Gesetzen mißt.

Das waren, sehr verehrter Herr Beitzl, einige Erwägungen, die das Preisgericht dazu bestimmt haben, Ihnen den Bodensee-Literaturpreis 1957 zuzuerkennen. Die Stadt Überlingen ehrt in Ihnen den Volkskundler, Dichter und Erzieher, der dem Alemannentum um den See ein treues Bild seines Wesens geschenkt hat, bei dem sich nicht nur Wissenschaftler und Künstler die Hand reichen, sondern in dessen Darstellung der Erzieher die Verpflichtung miteingestaltet hat, die unser Geschlecht unter das Gesetz der Ahnen stellt. Ihnen dafür zu danken, hat mich die Stadt Überlingen heute zu Ihrem Sprecher erkoren. Wir alle verbinden mit diesem Dank den Wunsch, daß der gute alemannische Hausgeist, der unser herrliches Land geschaffen hat, Ihrer Dichtung auch in Zukunft treu bleiben möge.

1957 Prof. Dr. Richard Beitzl, Schruns, für sein volkskundliches und erzählerisches Gesamtwerk

* 1900 in Schruns,
volkskundliche, germanistische, kunstgeschichtliche und philosophische Studien in Wien und Berlin, 1928 Assistent beim »Atlas der deutschen Volkskunde«, Habilitation 1933, 1933-1944 Dozent der Volkskunde in Berlin, Wehrmacht und Kriegsgefangenschaft, volkskundliche Forschungen im Montafon, † 1982 in Schruns

Richard Beitzl: Deutsche Volkskunde. Von Siedlung, Haus und Ackerflur. Von Glaube und Volk. Von Sage, Wort und Lied des deutschen Volkes. 544 Seiten. Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin 1933

Wörterbuch der deutschen Volkskunde

Erste Auflage 1936; von Oswald A. Erich und Richard Beitzl

Zweite Auflage 1955; neu bearbeitet von Richard Beitzl. 940 Seiten. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1955

Angelika. Ein Roman aus dem Montafon. 446 Seiten. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1939

Johringla. Roman. 528 Seiten. Otto Müller Verlag, Salzburg 1951

Preisverleihung 16. Juni 1957, Laudatio von Eugen Thurnher